

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 191.

Freitag, 24. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(12. Fortsetzung.)

„Reiffenberg hat heute durch mich zehntausend Mark auf Isabel anlegen lassen. Was halten Sie davon?“

Winkfield zuckte die Achseln. „Das Pferd ist gewiß gut, und Baradny ist ein erstklassiger Fahrer, der es schon weiterbringen wird. Aber — Herr Marvin, eine todsichere Sache, so wie Rosmarin, ist Isabel nicht. Schon ganz und gar nicht für eine so lange Voraussetzte.“

„Glauben Sie also, daß ich Peter junior wetten soll?“

Winkfield war ein ausgezeichneter Trainer und ein Sportsmann durch und durch. Vor allen Dingen war er ein ehrlicher Mann. War kein geschworener Feind des Wettens, im Gegenteil — wenn er seiner Sache sicher war, riskierte auch er den einen oder den anderen Hunderter. Aber jetzt, da ihm sein Patron die Pistole so auf die Brust setzte, konnte er sich nicht dazu entschließen, ja oder nein zu antworten.

„Peter junior? Ich kann nur sagen, ich hoffe, ich gewinne mit ihm das Derby. Er ist ein großer, schwerer Kerl, der sich erst im nächsten Jahre entwickeln wird. Vor Maitönig habe ich keine Angst. Der kommt nie und nimmer über die Derbydistanz. Und die anderen, die noch da sind — — — nein, Herr Marvin, einzig und allein Isabel, und die — — ich bin überzeugt, Baradny wird auch nicht unbedingt auf sie schwören.“

„Doch, er tut es, Winkfield. Nur weil Baradny seiner Sache so sicher ist, steigt Reiffenberg mit soviel Geld hinein. Zehntausend Mark! Für ihn eine Summe, ich weiß es.“

Winkfield blieb bei seinen Zweifeln.

„Das mag schon sein, Herr Marvin, aber ich würde jetzt noch keine Wette eingehen. Weder auf Isabel noch auf unser Pferd? Warum? Sie können ja ein paar Monate warten.“

„Wie Sie meinen, Winkfield.“

Aber Marvin wollte sicher gehen. Die Unterhaltung mit seinem Trainer hatte nur dazu gedient, ihn aus der Balance zu bringen. Ärgerlich brummte er vor sich hin, als er in seinem prunkvollen Wagen von Mariendorf nach seinem Büro in der Stadt zurückfuhr. Er hatte sich bereits damit abgesunden, daß sein Hengst in dem klassischen Rennen gegen Isabel nicht viel zu bestellen haben würde. Jetzt suchte er nur nach einem Mittel, um auch aus dieser Situation Geld zu machen.

Rosmarin war ein gutes Geschäft gewesen. Der Hengst hatte ihm eine Menge Geld gebracht. Hatte im September das Matadorennen gewonnen und war heute noch auf der Bahn, keinen Preis auslassend, den er holen konnte. Aber jetzt — — —! Hm!

Marvin lehnte in den weichen Kissen seines Autos und gab seinen Gedanken ungehindert Audienz. Die waren nicht gerade angenehm und herzerquickend, denn es war im Hause Joseph Marvin & Co. nicht alles so, wie es sein sollte. Die allgemeine Krise drückte auch auf sein Geschäft, und er hatte in den letzten Monaten durch verschiedene Fallissements Radschläge erhalten, die, zusammenaddiert, eine runde halbe Million ausmachten. Wenn er an seine eigenen Engagements dachte, begann die Heiterkeit seiner Seele zu schwinden.

(Nachdruck verboten.)

Und jetzt sah er eine Gelegenheit, Geld zu machen! Viel Geld zu machen! Isabel und Peter junior! Das war eine Kombination, die irgendwie ausgenutzt werden konnte und ausgenutzt werden mußte.

Als das Auto vor seinem Büro hielt, hatten er die Idee, die er brauchte. Eine fabelhafte Idee war es — — —

15.

Auf Rote Erde ging es hoch her!

Zum Mittag schon hatten sich die Gäste zu einem großen Mahle versammelt, das den Reiffenberger Traditionen entsprechend zwei Stunden dauerte. Es war keine überaus große Gesellschaft, ein paar Nachbarn und ehemalige Regimentstameraden des Hausherrn, Joseph Marvin, Edith, Kitty Roy und last not least, Baradny, Winkfield und Ludwig. Das war ein Sportsfest, und die drei durften dabei nicht fehlen.

Marvin, um sich in seiner ganzen Glorie als Sportsmann zu zeigen, hielt die Tischrede:

„— — — und ich wäre kein Sportsmann, wenn ich nicht mein Glas erheben würde, mit dem Wunsche, daß das beste Pferd das nächste Derby gewinnt. Ich glaube ja nicht, daß ich es im Stall habe. Aber nichtsdestoweniger bitte ich die Anwesenden, mit mir auf den Derbysieger des nächsten Jahres anzustoßen.“

Edith, die als Königin des Jungvolks am unteren Ende des Tisches präsierte, warf ihrem Vater einen begeisterten Blick zu. Das war echter Sportgeist! In ihrem Innern gestand sie sich, als sie ihm zutraf, daß sie das nicht von ihm erwartet hätte. Sie lief von ihrem Platz zu dem seinigen hinüber, um mit ihm anzustoßen.

„Bravo, alter Papa, das hast du fein gemacht!“

Überall klangen die Gläser aneinander. Fröhliche Rufe ertönten. Und Reiffenberg war es, dem das Zutrinken galt; wußten sie doch alle, wer das beste Pferd im Stalle hatte. Kitty, die ihm schräg gegenüber saß, grüßte ihn über den Rand ihres Glases — — — Aber da schob sich Edith durch das Gedränge zu ihm heran und schnellte ihr Glas an das seinige. Einen hellen Klang gab es, und sie rief laut:

„Ich schließe mich dem Wunsche meines Vaters an. Das beste Pferd soll gewinnen, Herr Baron!“ Und übermütig flüsterte sie ihm zu, ohne daß die anderen es hören konnten: „Und halten Sie ja Ihre Wetten fest!“

So standen sie einander gegenüber und tranken sich zu. Frau Kitty auf der anderen Seite des Tisches preßte die Fingernägel in das zarte Fleisch ihrer Hände und hörte nicht auf die Komplimente, die ihr der alte Graf Werek, ihr Nachbar, ins Ohr raunte.

Nach der Tafel allgemeine Befichtigung der Ställe. Die Prominenten des Gestüts wurden im Hofe vorgeführt, und zum Schluß erschien die Primadonna silberglänzend selbst in ihrem dicken Winterhaar, Isabel! Sie schraubte unwillig, als sie die Menschen erblickte und die vielen Augen auf sich gerichtet sah: denn sie war hochmütig und liebte es nicht, begafft zu werden. Schon begannen die Ohren ihr altes Spiel, und nervös trat sie von einem Bein auf das andere. Vergebens suchte sie den Mann ihrer Liebe, Baradny. Der aber

zeigte sich nicht, sondern hielt sich im Hintergrunde, verbissener und mürrischer als sonst, denn ihm war die ganze Schau in der Seele zuwider. Was wollten die alle von seinem Pferde?

Isabel wurde immer schlimmer gelaunt, so daß Ludwig, der die gewissen Sturmzeichen kannte, schleunigst Baradn zum Sulkurs herbeirief. Der kam, und kaum erblickte ihn die Stute, als sie freudig aufwieherte und in jätlicher Rederei ihn leise mit dem Kopfe stieß. Er trat zu ihr hin, nahm Ludwig die Zügel aus der Hand und streichelte ihren schlanken Hals, indem er ihr beruhigende Worte zuflüsterte.

Die Zuschauer rings im Kreise gerieten außer sich. Doch weder Baradn noch Isabel kümmerten sich viel um sie. Er warf seinem Patron einen fragenden Blick zu, und der nickte, worauf die beiden schleunigst in der Richtung des Stalles verschwanden.

Baradn selbst brachte Isabel in die Box zurück und schüttete ihr frische Spreu auf. Ihm war hier viel wohler als in der glänzenden Gesellschaft, und er dachte nicht daran, zurückzukehren. Da plötzlich wurde die Boxtür geöffnet, und Joseph Marvin spähte herein, ganz Wohlgefallen für Baradn und Begeisterung für Isabel.

Das Gesicht, mit dem ihn der Ungar anschaute, war nicht gerade einladend, er sah indessen über solche Formfehler hinweg und trat ungeniert ein. Isabel, die spielend an ihrem Hafer knabberte, drehte den Kopf zurück und blickte ihm mit gleichgültiger Neugierde entgegen. Baradn steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte sich wie zur Abwehr bereit vor sie.

„Ich wollte es mir nicht nehmen lassen“, lächelte der unerwünschte Gast, „dieser Schönheit in ihrem Boudoir einen Besuch abzustatten. Ich habe selbstverständlich Herrn Baron um Erlaubnis gefragt.“

„So.“

„Nun, was denken Sie denn! Sie wissen doch, ich habe im Auftrage des Herrn Barons zehntausend Mark auf Isabel angelegt?“

„So?“

„ne sichere Sache, nicht wahr?“

„hm.“

„Sie haben ja gehört, was ich bei Tische sagte, nicht war? Das beste Pferd soll gewinnen! Und ich glaube beinahe selbst, daß Isabel das beste Pferd ist. Wenn sie nur sicher genug ist. Meinen Sie, daß sie nicht wieder in ihren alten Fehler zurückfällt, wenn irgend etwas sie nervös macht? Sie haben's doch gerade draußen gesehen, wie sie zu zappeln anfing!“

Baradn antwortete nicht, sondern strich liebevoll über den Rücken Isabels. An eine Stelle kam er, wo zwei, drei Haare sich einander verfilzt hatten, und mit sorgfamen Fingern zog er sie auseinander, ehe er antwortete:

„Wer kann's wissen, Herr Marvin“, knurrte er dann schließlich. „Ich hoffe, sie wird weiter vernünftig bleiben; schwören kann man natürlich nicht darauf.“

„Aber wetten?“

Baradn war nicht geneigt, sich an diesem alten Witz zu erquiden. Er warf dem Eindringling nur einen finsternen Blick zu und brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Nun, wir werden ja sehen“, fuhr Marvin unerschütterlich fort. „Wenn Isabel etwas passierte, allerdings — dann hätte ja mein Peter junior die erste Chance, nicht wahr?“

„Möglich. Aber der Isabel passiert nichts.“

„Nun — nun, Herr Baradn, es könnte ihr doch etwas passieren, nicht —? Mein Gott —, Sie wissen doch selbst, nicht wahr? Denken Sie doch nur einmal nach —!“

In Baradns Gesicht zuckte die Wut auf. Einen Moment lang sah er drein, als wollte er sich auf Marvin stürzen, so daß dieser sich eiligst aus der Box in den Stallgang verzog. Doch der Ungar beherrschte sich und lachte nur bitter und verächtlich.

„Meinen Sie vielleicht, Herr Marvin, weil mir das damals in Wien passierte?“

„Aber lieber Freund, was glauben Sie denn —?“

Baradn schloß die Box sorgfältig und wandte sich zum Gehen.

„Adieu“, sagte er und ließ Marvin stehen.

Der nickte. Er war nicht unzufrieden mit der Unterhaltung — — —

16.

Reiffenberg hatte Blut geleckt. Die ersten zehntausend Mark, die er ins Feuer schütte, schienen ihm nicht genug, und er zerbrach sich fortwährend den Kopf darüber, wie er noch mehr Geld flüssig machen konnte, um den Coup recht ausgiebig zu gestalten. Er dachte nicht mehr ans Gestüt allein, sondern begann auch mit dem verlockenden Traum zu liebäugeln, eventuell, wenn ihm das Glück wohlwollte, einen Teil der Hypotheken abstoßen zu könne. Es hodten nicht mehr und nicht weniger als zweihundertachtzigtausend Mark auf dem Dach von Rote Erde. Und dieses Quartal mußte Reiffenberg wahre Akrobatenrechnkünste anstellen, um die Zinsen aufzubringen.

Kam Isabel als erste am Zielposten des Derbys vorbei, so wurde er einen großen Teil seiner Sorgen los.

Das Glück wollte es, daß er im Dezember und im Januar ein paar Pferde verkaufte. Nicht übermäßig glänzend, aber er bekam doch fünfzehntausend Mark, von denen er die eine Hälfte für die Zinsen zurücklegte, die andere aber schleunigst Marvin in die Hände drückte, um sie auf die Buchmacher loszulassen. 8:1 erzielte er allerdings nicht mehr. Isabel war bereits hoher Favorit. Mit einer ihn selbst überraschenden Uneigennützigkeit raufte sich Marvin solange mit den Buchmachern, bis er wenigstens 6:1 für seinen Rivalen herauskug.

Er selbst hatte noch immer keinen Entschluß gefaßt. Mehr als einmal war er nahe daran, auf Isabel hinzusteigen, aber wieder überlegte er es sich. Winkfield war gar zu sehr mit den Fortschritten Peter juniors zufrieden. Der Hengst lief nicht in der Wintersaison, doch sein Trainer ließ ihn nicht aus der Arbeit und brachte ihn ein recht anständiges Stück vorwärts.

Als es bekannt wurde, daß das Derbypferd Marvins bei einem scharfen Trial über zweitausendvierhundert Meter den Kilometer in 1,27 gegangen war, stürzten sich sofort kühne Wetter auf ihn. Er rückte Isabel mit 8:1 nahe auf den Leib.

So kam das Märzmeeting heran, und Winkfield schickte Peter junior zur Vorsicht zunächst einmal in ein kleineres Rennen an den Start. Markönig war auch im Felde, und Peter junior schlug ihn leicht mit drei Längen.

„Der Hengst hat sich famos herausgemacht“, sagte Baradn, als er nach dem Rennen mit Winkfield dem Stalle zufuhr. „Hätte nicht geglaubt, daß das in ihm steckt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Aus dem Altdutschen übertragen von Margit Ahmann.

Die Welt durch Taten steht.
Wer müßig in ihr geht,
Der wird gar schnell verderben,
Und seine Ehre sterben.

*

Minne ohne Treue,
Beichte ohne Reue,
Feuer, das nicht brennt,
Nimmt sehr schnell ein End'.

*

Toren betrügen,
Fromme belügen,
Eheleute streifen machen,
Darob wird der Teufel lachen.

*

Wer Kiesel lät,
Und Stopfeln mäht,
Im Sack lauft,
Mit Narren rauf,
Der ist fürwahr
Selbst solch' ein Narr.

Die bunten Barsche.

Von Walter v. Rummel.

Der Barsch! Der Fisch unserer Kindheit! Wer als Knabe bereits mit dem Angeln begonnen, möchte die Erinnerung an ihn nicht gerne herschenken. Denn der immer blind gefräßige, scharf auf jede Beute losgehende stachlige Gefelle fiel jugendlichen Angellüsten am leichtesten anheim. Und wenn es gar scharf regnete, dann warf man gleich einen um den anderen heraus. Angelte man aber auf ihn mit kleinen Fischen, hatte man die Freude, ganz unerwartet dabei den und jenen schönen Hecht zu erbeuten.

Die kleinen Barsche, das Gangwild der Kinder, sind noch recht blaß und matt in der Farbe, aber die größeren Exemplare, schon die Barsche von einem halben Pfund, kleiden sich in sattig grüne Töne, die lebhaft mit dem leuchtenden hellen Rot der Flossen kontrastieren.

Tiefbraune Barsche, mächtige Gefellen von drei und vier Zentner, erbeutet man mit der Handangel vom Boote aus in den gesegneten Fischgründen Kaliforniens, vor allem bei Santa Catalina, der idyllischen Felseninsel, die wenige Dampferstunden von Los Angeles entfernt liegt. Viele Exemplare allerdings fängt man nicht an einem Tage. Schon der erste große Zentnerfisch ermüdet Hand und Arm, der Kampf währt stundenlang. Nach dem zweiten macht man ziemlich sicher Feierabend.

Barsche aber in allen, allen Farben traf ich auf den weltverlassenen einsamen Inseln Mikronesiens, auf den Marianen, Karolinen und vor allem auf den Palau. Rot, blau, gelb und grün schillerten sie durcheinander, manche tief satt und stark, andere wieder nur mit dem verlassenen Hauch irgend eines flüchtigen Tones gefärbt, letzteres ähnlich wie man es auf manchen japanischen Fischbildern findet. Als die schönsten und prächtigsten wollten mir die tiefroten erscheinen. Jedesmal war es eine große Freude, wenn dieser strahlende Rubinfisch aus der azurblauen Flut emportauchte. Manche Stunde habe ich daran gewandt, ihn zu fangen. Zumeist versuchten wir uns an ihn heran, wenn Wind und Sturm uns die hohe See verboten. Das war auf den Palau-Inseln, wo ich als einziger Europäer das große, langgestreckte Eiland Babelthaon bewohnte. Das kleine, leichte Kanu, das außer mir noch Platz für die zwei fahrenden Insulaner bot, brachte uns mit seinem großen Segel rasch dahin, wo wir wollten, in eine windgeschützte Bucht unter einen überhängenden Baum oder noch besser an eines der hundert winzigen Inselchen, deren Fels jäh und tief in die See abfiel. Vier banden wir unser Kanu an. In dem zerklüfteten Ufergestein hatten die bunten Barsche, besonders aber die roten, ihre Schlupfwinkel. Rasch und bald kamen sie daraus hervor, wenn der mit einem Muscheltier beförderte Saken in die Tiefe sank.

Das war dann wie in meinem Kinderland. Je ärger es herabschüttelte, desto besser blissen die Barsche. Nur daß solche tropische Wollenbrüche noch ganz anders durchdrangen, als irgend ein oberbayerischer Strich- und Landregen. Trotz des besten englischen Regenmantels war man in wenigen Minuten bis auf die Haut naß. Kam dann der Wind scharf daher, dann froz man leicht. Nun war es das Beste, es ganz so zu machen wie die natten Kanaken, alle Kleiderhüllen abzuwerfen und, sich zu erwärmen, für ein paar Minuten der lauen See anzuvertrauen. Da ging dann rasch jedes Kältegefühl weg.

Und weiter, weiter blissen die bunten Barsche. Manchmal kam uns auch ein anderer Fisch in die Quere, vor allem, wenn wir uns zwischen Felsen verankert hatten. Ein flacher und breiter, großer, opalfarben schillernder Klippenfisch, der stets mit Freude begrüßt und angenommen wurde.

Ab und zu, wenn der Himmel hinter dem Winde rein wurde, entschlossen wir uns auch, nach den ganz großen Barschen, ähnlichen wie in Santa Catalina, uns aufzumachen. Zu diesem Behufe war es aber nötig, weit, weit hinauszufahren, dorthin, wo über der Brandung draußen das große, freie Meer begann. Segel dann aufgestellt und hinausgejagt. Wie der Satan legt so ein ganz schmales Kanu, auf dem der Europäer sich kaum zu halten vermag, über die schäumende See. Vertraut man sich ihm an, muß man jedenfalls ein sicherer Schwimmer sein. Denn wenn der Kanake, der das Segel bedient, es nur einen Augenblick lang allzu scharf anzieht und herannimmt, dann schlägt die ganze rasche Kanuherrlichkeit einfach um und man muß eine Weile sich schwimmend bewegen, bis das Fahrzeug wieder aufgerichtet und von neuem bewegungsfähig ist.

Einmal ist es uns sogar noch schlimmer ergangen. Wir hatten an unseren Barschfellen geglaubt, es würde schön Wetter werden und waren schon eine gute halbe Stunde unterwegs nach dem Riff hinaus. Da zog es in der Ferne sich plötzlich wieder nachtschwarz und dunkel zusammen. Gespannt lugten die beiden Kanaken hinaus, schrien mir

plötzlich zu, sie müßten wieder wenden, eine schwere Wetterbö sei im Anrücken. Aber während sie mitten im Manöver waren, heulte auch schon ein Sturmstoß mit ungeheurer Wucht daher. Es trachte und trachte im Kanu. Ratsch war der Ausleger weggerissen und wir damit im Wasser. Der eine Kanake schwamm wie eine Otter dem schon hinweggelegten Ausleger nach, der andere versuchte das Kanu wieder umzuwenden. So gut ich konnte, half ich ihm dabei. Pustend und schnaubend kam der andere mit dem Auslegerbalken wieder daher. Alle drei hingen wir nun an unserem zerbrochenen Fahrzeug. Die beiden Kanaken versuchten, mit Palmfaserstriden den Ausleger wieder anzubinden und zu befestigen. Raum, daß sie dabei sahen, so schwarz, nachtdunkel wurde es.

Hoffentlich kein sich zusammenziehender Taifun, dachte ich. Denn dann würden alle diese Künste nicht mehr viel versagen. Als ich die Kanaken aber fragte, schüttelten sie heizhaft die Köpfe. Nein, nein, ein Taifun künde sich ganz anders an.

Aber auch ohne Taifun war es mir genug. Schwere Brecher kamen wuchtig dahergebraust, warfen jedesmal das Kanu, uns einen Augenblick unter sich begrabend, ein Stück landeinwärts. Vor einer halben Stunde noch strahlende, azurblaue See, jetzt das ganze Meer nichts als ein tief-schwarzes Tintenfaß, über das die weißen Schaumkronen hinwegjagten.

Endlich war es so weit, daß der Ausleger festgemacht war und damit das Kanu wieder seine schon an und für sich höchst bescheidene Stabilität bekommen hatte. Wir schwangen uns vorsichtig wieder hinauf. An irgendwelches Segeln war bei dem heulenden Sturm nicht mehr zu denken. So beanugten sich meine waderen, seefundigen Begleiter damit, mit ihren kurzen Ruderpaddeln die ungefähre Richtung zu bestimmen, für schleunige Vorwärtsbewegung sorgten schon Meer und Wind allein. Jede Woge, die uns von rückwärts erreichte und ein scharfes, kostenloses Brausebad verabreichte, nahm uns schnellzugartig mit. Im flottesten Tempo kamen wir vorwärts. Nun stürzte auch vor lauter Regen der Himmel fast ein, ein ganzes neues Meer kam von oben herab. Da wir doch schon mehr als naß waren, verschlug uns das nicht mehr viel.

Endlich waren wir wieder in der geschützten Bucht, aus der wir eineinhalb Stunden vorher unvorsichtig weggefahren waren, verankerten uns an unserem alten Barschfelsen, begannen von neuem zu angeln. Und wieder eine halbe Stunde später war neuerdings wolkenloser Himmel und eine Sonne, die uns binnen kurzem gänzlich trocknete.

Ein kleines Abenteuer. Wer da draußen auf den Südeinseln das Handwerk St. Petri ausüben will, muß dergleichen in den Kauf nehmen. Tut er das, dann wird er sie alle erbeuten, die grünen und gelben, die blauen und roten, die herrlichen, bunten Barsche!

Es gibt Männer ...

Es gibt Männer, die alles versprechen und solche, die vorsichtiger sind als ein Rechtsanwalt.

Es gibt Männer, die sich den Frauen mit D-Zugs-Geschwindigkeit nähern und solche, die einen Güterzug zu benutzen scheinen.

Es gibt Männer, die viel von seelischer Gemeinschaft reden und solche, die ohne diesen Zeitverlust ein Mädchen gleich küssen.

Es gibt Männer, die eine Frau zu Tode langweilen können und solche, die von atemberaubender Lebendigkeit sind.

Es gibt Männer, die ihr Haar mit Essenzen pflegen und solche, die keine Haare mehr zum Pflegen haben.

Es gibt Männer, die eine Frau warten und warten lassen und solche, die überhaupt nicht kommen.

Es gibt Männer, die vermuten, daß jede Frau in sie verliebt ist und solche, die sich dessen ganz sicher sind.

Es gibt Männer, die verlangen, bemuttert zu werden, und solche, die empört sind, wenn die Frau es wagt, ihnen die Krawatte zurechtzurücken.

Es gibt Männer, die den Rosenpfad der Liebe durch-eilt haben und solche, denen der Mut zum ersten Schritt fehlt.

Es gibt Männer, die jede Frau verfolgen und solche, die glauben, daß jede Frau sie verfolgt.

Es gibt Männer, die dir erzählen, wie wundervoll du bist und solche, die dir erzählen, wie wundervoll sie selber sind.

R. u. d.

Schlaraffen reiten gen Amerika.

Weltbürger in Deutsch auf Dankbesuch in den USA.

Von Eino.

Mit den Weltbürgern der Schlaraffia „ritt“ ich in diesen Wochen, wo Amerika so entscheidend deutsches und europäisches Schicksal beeinflussen will, in „ahamerikanische Reiche“ der Schlaraffia.

Schlaraffia bestand als Weltbund die schwerste Feuerprobe in den ersten Jahren des Weltkrieges und in den Monaten der Inflation. Die tatkräftige Hilfsbereitschaft der amerikanischen Schlaraffen ist in Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei usw. nicht vergessen worden. Ungezählte Dollartausender flatterten damals, aus Freundeshänden gereicht, herüber. Nun weilten im Mai und Juni dieses Jahres Schlaraffen aus 7 europäischen Ländern zum Dankbesuch in den Vereinigten Staaten, und die Stadt-, Landes- und Staatsbehörden, Botschafter und Gesandten, nicht zuletzt auch die große Presse drüben, nahmen den Dankbesuch der Weltbürger deutschen Geblüts durch Empfänge, Veröffentlichungen usw. denkbar günstig auf. Für die deutsche Sprache und deutsche Kultur, wie für die Völkerverständigung hat dieser Besuch wie wenige Gruppenbesuche der letzten Zeit geworben.

Apropos: Schlaraffia! Das ist kein Klubverein, kein Genießerklub oder derlei, wie aus dem Namen geschlossen werden könnte. Es ist ein über die ganze Welt verbreiteter (17 000 Mitglieder) Freundschaftsbund von Künstlern und Kunstfreunden, Männern in „geschützten Lebensstellungen und reiferem Alter“, dem Uhu (Vogel der Weisheit) dienlich, Wahlspruch „in arte voluptas“. Große bekannte Künstler gehören dem Bunde an, daneben Industrielle, Ärzte, Juristen, Beamte usw. In den meisten Städten Deutschlands, besonders aber in Österreich und in den deutschen Städten der Tschechoslowakei, bestehen „Reiche“, außerdem in Ungarn, Holland, Schweiz selbst bis hinauf nach Lettland und Estland und besonders viele in Amerika, einige in China, Japan usw.

Der „Ritt“ nach Amerika fand unter Leitung der Reiche Bindobona und Praga statt. Begründet wurde Schlaraffia in Prag von deutschen Künstlern. Mittelalterliche Bräuche, seltsame Zeremonien wurden in die „Sippungen“ übernommen; Periflage des Ordens- und Titelwesens der „profanen Welt“ fand Ausdruck in allfälligen Titulierungen, „Amts“-Bezeichnungen usw. In Burgen reitet der Schlaraffe in Europa ein, und vor Burgtoren stand er in den USA. Politik, Religion und Obzönes sind in den Sippungen streng verboten: Weltbürger. Deutsche Geistesheroen und deutsche Dichter und Komponisten werden in großartiger Weise in Veranstaltungen gefeiert. Geistige Duellisten finden statt usw. Die Schlaraffia schließt sich vor der Öffentlichkeit überdies nicht in dem Maße ab wie die meisten Logen; sie ist weltlicher, und ihre Glieder sind, wenn auch nicht „Brüder“, so doch unbedingt Freunde“. Die Amerikaner zeigten es: Bereitwillige Aufnahme in „Heimburgen“, Autofahrten, Feste usw., alles großzügig trotz lauter Wirtschaftsnöte zur Verfügung gestellt; seht, wir sind Freunde.

Willkommensgruß entbot die Polizeikapelle von New York am Pier. Und Polizei eskortierte die drei großen Autobusse zum Hotel und ließ überall rote Lichter den übrigen Verkehr absperrten; eine großzügige Willkommengeste von Jimmy Walker, der die Schlaraffen am folgenden Tage in der City Hall begrüßte. Festbanketts im Astor in New York, in der Universitätsstadt New Haven, in Boston, Buffalo, Chicago, Milwaukee, Detroit, Philadelphia usw. folgten. In einigen Städten sprachen die offiziellen Vertreter des Landes betont Deutsch bei der Begrüßung; neben dem Sternenbanner zeigte man Schwarzrotgold, und die Nationalhymnen beider Länder wurden gespielt.

In den amerikanischen Reichen ist ein großer Teil deutscher Intelligenz vereint; in Deutschland geborene und von deutschen Eltern stammende Männer. Die Reichssprache ist in jedem Falle deutsch (deshalb ist Schlaraffia in Italien und Frankreich — Eliaß — verboten!) Die Vertraulichkeit in der Anrede — der Schlaraffe spricht in der dritten Person — stellt mehr als in anderen Vereinen sogleich eine Atmosphäre des Sichgutmögens und Verschens her; Herzen öffnen sich und geben sich. Schicksale werden erzählt, die fremdem Ohr sonst verborgen bleiben. Die Begeisterung ist einhellig. Nicht die Amerikaner, die die Feste arrangieren, geben — nein, das Gefühl lassen sie bei den Europäern nicht aufkommen; sie lassen sich beschenken: dadurch, daß die Freunde von hienieden gekommen sind, in gleicher Zunge reden, alte Heimat bringen, gleiche Ideale pflegen, gleiche Lieder singen und nach gleichen Bräuchen Erdbung vom Alltag suchen: Bervollkommenung des Menschen und Hinausstreben aus den Niederungen des Erwerbskamps und politischen Gezänks.

Also es sind doch Genießer — die „letzten Romantiker“, wie jemand gesagt hat. Das trodene, erwerbstoll: Amerika reagiert mit Herzlichkeit auf ihren Besuch.

Neue Bücher

= „Das göttliche Finale, ein Buch vom Erleben Anton Brudners“, von H. Hiebsch. (Amalthea-Verlag, Wien). Es ist ein recht flüssig geschriebenes Werkchen, anspruchslos, aber unterhaltsam in seiner treffenden Milieu-Schilderung einer Kleinstadt, deren traute Behaglichkeit man lieb gewinnen könnte: man „erlebt“ die Einstellung dieser Menschen in ihrer seltsamen geistigen Enge und Vertieftheit und zugleich die innere und äußere Entwicklung des „Helden“ — eines jungen Musikers, der bei aller ihn umgebenden Enge sein Ziel hochgesteckt und unentwegt vor Augen hat. Mancherlei Ausprüche über Kunst im Allgemeinen und Musik im Besonderen sind die Würze dieses Buches, das sich fast wie das Tagebuch eines jugendlich aufstrebenden fast naiv aber doch ernst empfindenden Tonkünstlers ausnimmt, der zum „göttlichen Finale“ — zur Erkenntnis Anton Brudners vordringt! Daß dabei die Auerische Brudner-Biographie (die ebenfalls im Amalthea-Verlag erschien) und sogar Herr Huer persönlich hervorbrängt, wirkt etwas gezwungen; doch immerhin wird das Büchlein jedem Musiker eine entspannende Ferien-Lektüre, jedem Laien einen interessanten Einblick in das Ringen eines jungen Musikers und dessen kindlich-naive, dabei fanatische Liebe zur Kunst Anton Brudners gewähren.

* „Der Weg nach dem Pol.“ Was lockt die Menschen nach dem Nordpol? Der Leningrader Professor N. Samoilowitsch, der wissenschaftliche Führer der „Kraffin“-Expedition zur Rettung Robies, eröffnet mit dieser Frage sein neues Buch „Der Weg nach dem Pol“ (Verlag u. Kasing, Bielefeld und Leipzig). Auch Samoilowitsch ist dem Zauber der Arktis verfallen. Er schildert in großen Zügen die Geschichte der Polarforschung bis auf die jüngsten Versuche mit Flugzeug und Luftschiff und beleuchtet die der Forschung gestellten mannigfaltigen Aufgaben. Nach seiner Erfahrung ist es dem Eisbrecher am besten möglich, das Polareis zu bezwingen. Er stellt einen Arbeitsplan auf, der keine Menschenopfer mehr kosten wird, und er ist von dessen Ausführbarkeit überzeugt. Allerlei Beigaben machen diese Monographie zur Erdkunde besonders wertvoll: eine vortreffliche Karte, eine Übersicht über die wichtigsten Nordpolreisen und eine Fülle in Kupfertiefdruck hergestellter seltener Bilder nach alten Stichen, Gemälden und nach neuesten Photographien.

* „Das weiße Paradies.“ Übertragen aus dem Holländischen von P. van der Meer de Walcheren. Mit Vorwort von J. Maritain. (Verlag Ars sacra, Josef Müller, München.) Ein neues in der Serie der wertvollen Erbauungsbücher des führenden katholischen Verlages. Das „Weiße Paradies“ ist eine Stätte der Beschaung und Verenkung im Sinn der alten Mystiker, das Kartäuserkloster Bassaint in den Schweizer Bergen. Von diesem Hintergrund aus erfolgt Auseinandersetzung mit geistigen Fragen des Lebens; eine Mahnung wird laut zum Geist der Stille, der Demut. Wie seine Vorgänger wird auch dieses (drucktechnisch wieder ganz ausgezeichnete) Werk mit seiner tiefen Innerlichkeit den Lesern wertvoller Gewinn sein.

* Eva und Melchior Vischer: „Kind einer Kameradschaftsehe“. Roman. (Verlag der Zeitromane, Berlin.) Der zum Schlagwort gewordene Begriff der Kameradschaftsehe, so wie er der Ideologie junger Menschen geläufig ist, bleibt in der Theorie so lange hinreichend, als die sachliche Erörterung des Problems die Klippen und Gefahren der Praxis außer Betracht läßt. Der zweite Teil einer solchen Kameradschaftsehe ist das Kind. Mit ihm stellt sich heraus, daß das Problem nicht zu Ende gedacht wurde. An einem Schicksal aus dem Großstadtleben, das die Verfasser nach dem Leben zeichnen, wird hier einfach wiedererzählt, welchen Verlauf die Dinge nehmen und welcher wesentlicher Faktor gewöhnlich unberücksichtigt bleibt.

* „Zeitgemähes Kochen“, eine Anleitung für die elektrische Küche, von Hildegard Marais. (Verlag Hoff Weber, Leipzig.) Die Verfasserin hat es, offenbar auf Grund langjähriger, persönlicher, praktischer Erfahrungen mit der elektrischen Küche ausgezeichnet verstanden, die aus der Technik der neuen Kochweise flammenden Anregungen zu äußerst nützlichen und vom künftigen Standpunkt aus interessanten Mitteilungen und Vorschlägen auszugestalten. Ein Inhaltsverzeichnis am Schluß gibt die Möglichkeit, einzelne Rezepte auf Wunsch nachzuschlagen.